

Schöne Männer

Raimund Wünsche

»Leagros kalos – der schöne Leagros«. Vor 2500 Jahren schrieb diese Worte der griechische Vasenmaler Euphronios auf das Innenbild einer Schale. Leagros, ein junger Athener, war nicht nur schön, sondern auch tatkräftig: Er brachte es, wie antike Quellen berichten, bis zum Feldherrn. Wir wissen nicht, ob das Bild des jungen Reiters auf der Schale den »schönen Leagros« darstellt. Der prachtvolle Mantel, der elegante Sonnenhut und das edle Pferd würden zu ihm passen. Andererseits findet man auf Vasen mit ganz anderen bildlichen Darstellungen die gleiche Inschrift: »Leagros kalos«. Ein direkter Bezug von Schrift zu Bild muss also nicht gegeben sein. Eine ganze Reihe von Vasenmalern huldigte damals diesem »Schönen«. Und Leagros ist kein Einzelfall: Auf attischen Vasen des ausgehenden 6. Jahrhunderts und der Klassik, also des 5. Jahrhunderts v. Chr., werden häufig junge Athener mit dem Beiwort »schön« öffentlich gepriesen. Über 300

Drei Männer werben um einen schönen Knaben. Attische Amphora, um 550 v. Chr., München, Staatliche Antikensammlungen.

solcher Inschriften sind uns bekannt. Die Gefeierten gehörten meist der Oberschicht an: So wird z. B. Euaion, der Sohn des berühmten Tragödiendichters Aischylos, als »kalos« gerühmt. Auch Dichter dieser Zeit besingen häufig die Schönheit von Knaben. Diese überschwängliche Begeisterung für die »schöne Jugend« erklärt sich aus der damals sehr verbreiteten Sitte der »Knabenliebe«. Die griechische Päderastie, ein Wort, bei dem manch schwärmerischer Humanist noch heute verschämt den Blick senkt, ist ein Merkmal der klassischen Kultur und auch ein Schlüssel zum Verständnis vieler griechischer Kunstwerke.



Die Griechen hielten die Liebe zu Knaben und Jünglingen für die einzig wahrhafte Liebe. Es war eine zwischenmenschliche Beziehung, für die eine geistige und seelische Verbindung unbedingte Voraussetzung war. Sinn und Wert der Knabenliebe lag vor allem in ihrer pädagogischen Funktion. Der Erwachsene sollte den geliebten Knaben zu einem »schönen und guten« (kalos kai agathos) Mann erziehen. Ziel war: körperliche Schönheit, Tüchtigkeit und sittliche Tadellosigkeit. In Platos »Symposion« preist der junge Phaidros den erzieherischen Wert der Päderastie mit den Worten: »Ich wenigstens wüsste kein größeres Gut zu nennen, als schon früh für den Knaben einen wahren Liebenden und für den Liebenden einen Liebling. Denn, was die Menschen, die schön zu leben trachten, ihr ganzes Leben leiten muss, das kann ihnen nicht die Verwandtschaft, noch Ehren, noch Reichtum, noch irgend etwas anderes so schön verleihen wie der Eros«.

Dass der Eros den verliebten »Erzieher« auch zuweilen übermannen konnte und zu sexuellen Kontakten führte – im Athen des 6. Jahrhunderts v. Chr. stillschweigend geduldet, zur Zeit der Klassik eher verpönt – geht aus der antiken Literatur hervor und sieht man u. a. auch auf einem Vasenbild in München: Ein Jüngling wird von drei liebeshungrigen Männern bedrängt. Er hält einen Kranz in der Hand, das Einstandsgeschenk seines neuen Mentors und Verehrers. Dieser ist ganz verzückt von der Schönheit des Jünglings und nähert sich ihm zärtlich, während die beiden anderen, anscheinend außer sich vor Eifersucht, um dieses Paar heruntanzeln. Einer von ihnen trägt ein ganzes Reh auf den Schultern. Mit diesem prachtvollen Geschenk wollte er die Gunst des schönen Knaben gewinnen: Er wurde abgewiesen. Trotz dieses eindeutigen Bildes darf man in den meisten Fällen nicht davon ausgehen, dass die griechische Päderastie durch eine

homosexuelle Veranlagung der Beteiligten konditioniert gewesen wäre. Die Knabenliebe gehörte vielmehr zur gesellschaftlichen Konvention der gehobenen Schichten und bedeutete für Knabe und Mann nur eine Phase bzw. einen Teil ihrer menschlichen Beziehungen. Aufschlussreich dafür ist die Bemerkung eines antiken Schriftstellers über den berühmten athenischen Politiker Alkibiades, von dem es heißt, er habe in der Jugend den Frauen ihre Ehemänner und später den Ehemännern ihre Frauen ausgespannt.

Auf dem Vasenbild sind alle nackt. Die Szene spielt offensichtlich im Gymnasion. So nannten die Griechen ihre Sportstätten, wo man, wie der Name schon sagt, gymnos, d. h. nackt, trainierte. Die griechische Sitte, nackt Sport zu treiben, soll durch ein Missgeschick entstanden sein. Bei den olympischen Spielen des Jahres 720 v. Chr. verlor ein Läufer seinen Schurz, lief nackt weiter und gewann den Stadionlauf. Die erfolgrbringende Methode ahmten andere Läufer nach, und in den folgenden Jahrhunderten setzte sich bei allen Sportarten diese Sitte durch. Dabei sei aber nicht zu vergessen, dass Frauen weder die Gymnasien besuchen, noch an den großen panhellenischen Spielen, wie z. B. in Olympia, zuschauen durften.

Die Männer jedoch haben im klassischen Athen oft noch in reiferem Alter Sport getrieben: So sah man den Philosophen Sokrates mehrmals mit dem weit jüngeren Alkibiades ringen. Viele ältere Männer gingen auch deshalb in die Gymnasien, um dort das Training der jugendlichen Sportler, die eleganten Bewegungen ihrer nackten muskulösen Körper zu bewundern. Und für die Jünglinge war der Zwang, sich immer wieder vor vielen Zuschauern nackt zu zeigen, ein enormer

Grabstatue aus Attika, 540/530 v. Chr., München, Glyptothek.





Bronzekrieger von Riace, 460/450 v. Chr.,
Museum Reggio.

Ansporn, sich einen möglichst schönen Körper anzutrainieren. Denn neben Kraft und Geschicklichkeit wurde auch die Schönheit des Körpers bewundert. In Sparta mussten sich die jungen Männer alle 10 Tage bei den Ephoren (hohe Staatsbeamte) zur ästhetischen Begutachtung nackt vorstellen. Nach der bekannt strengen, spartanischen Manier gab es Lob für den schönen, gestählten Körper und Strafe für den schlaffen Jüngling, der Fett angesetzt hatte. Auch in Athen fand bei den alljährlichen Festspielen (Panathenäen) eine Art Schönheitswettbewerb unter den jungen Männern statt. Die einzelnen Stadtbezirke suchten unter ihren Bürgern die kräftigsten und schönsten aus und stellten jeweils eine Mannschaft zusammen, die mit den Schönen der anderen Stadtviertel konkurrierte.

Von verschiedenen Städten Griechenlands werden ähnliche »Wettkämpfe der Schönsten« überliefert. Die Wettbewerbe hatten oft einen kultischen Hintergrund: In der mittelgriechischen Stadt Tanagra ehrte man so den Gott Hermes, den »Widderträger«. Und so durfte der siegreiche Jüngling unter den Augen aller Mitbürger einen Widder rings um die Mauern der Stadt tragen. Beim »Wettkampf der Schönsten« in Elis (auf der Peloponnes) hatte der Sieger die Ehre, beim anschließenden feierlichen Festzug die Gerätschaften der Göttin zu tragen, der Zweitplatzierte durfte das Opferrind führen und der Dritte das Opferfleisch auf den Altar der Göttin legen. Auch von anderen männlichen Schönheitswettbewerben werden uns die Siegespreise überliefert, nie erfahren wir jedoch aus den antiken Quellen etwas über die Schönheitskriterien. Sicher haben sie nichts mit den Maßstäben der heutigen Bodybuilding-Kultur zu tun. Ähnlich aussehende Schwerathleten, die sich durch spezielle Mast und entsprechendes Training den Körper mit Muskeln bepackten, gab es auch in der Antike unter den Berufsringern und Boxern. Sie wurden vom Volk sehr bewundert, auch wenn die Ärzte beklagten, dass solche Athleten gesundheitlich sehr anfällig seien. Sokrates störte sich auch an den unschönen Proportionen ihrer Körperformen. Er selbst hat sich bei einem Gastmahl, wo über die Schönheit des Antlitzes diskutiert wurde, über den griechischen Schönheitskult lustig gemacht, in dem er sein Gesicht als besonders schön erklärte. Seine Prämisse war: Das Schöne, Gute und Zweckmäßige seien identisch. Und so argumentierte er: Mit seinen vorstehenden Glotzaugen könne er besser umherblicken, seine Stupsnase mit den großen Nasenlöchern wäre zum Riechen besser geeignet und da seine Nase auch eingedrückt sei, würde sie seinen Augen nicht im Wege stehen. Bei der anschließenden geheimen Abstimmung entschied sich das Preisgericht gegen Sokrates.

Die Hässlichkeit des Sokrates, uns durch antike Literatur und von erhaltenen Bildnissen bekannt, ist eine bewusste Antithese zum griechischen Schönheitsideal. Sokrates bedeutet: Weisheit gegen Schönheit. Sokrates ist jedoch eine Ausnahme: Gewöhnlich war in den Augen der Griechen ein hässlicher Mensch auch ein schlechter Mensch. Nirgends wird dies deutlicher als bei Homer: Thersites, der gegen die großen griechischen Heerführer schimpfte, wird von Homer als der hässlichste aller Griechen bezeichnet, die gegen Troja zogen. Er ist säbelbeinig, hinkend, hat eine rachitische Brust, eine unschöne Kopfform und schütteres Haar. Als den schönsten Griechen, nach Achill, rühmt Homer den Nireus aus Syme, obwohl Nireus nur wenige Mannen zum Kampf aufbieten konnte. Auch Agamemnon, der griechische Heerführer, wird als schön beschrieben. Priamos, der greise trojanische König, schwärmt von seinem Gegner: »Nie hab' ich je mit Augen wohl einen so Schönen gesehen, noch einen so majestätischen; gleicht er doch ganz einem König.« Ein bedeutender Mann durfte nach griechischer Ansicht auch nur ein schönes Weib haben. So berichtet der Schriftsteller Athenaios von dem spartanischen König Archidamos, »dass ihm eine schöne Frau und eine andere, die hässlich und reich war, vorgestellt wurden, und als er zu der reichen neigte, die Ephoren ihn bestrafte und dazu sagten, dass er sich dann dafür entscheide, für Sparta Prinzen statt Könige zu zeugen.«

Die Heranbildung schöner Menschen war ein besonderes Anliegen der Griechen. Der Sport stärkte die Wehrkraft. Während Mädchen und Frauen, zu Hause behütet, einen zarten, weißen Hautteint hatten, waren die jungen Männer durch das viele Trainieren im Freien braungebrannt. Offensichtlich empfand man dies schon damals als schön und männlich. Es wird nämlich berichtet, dass dem Heerkönig Agesilaos von Sparta bei seinem

Kampf gegen die Perser folgender Trick einfiel, um den Mut seiner Krieger zu stärken: Er ließ gefangene Perser entkleiden und sie nackt seinem Heer vorführen. Die Perser, stets gewohnt, Kleidung zu tragen, hatten natürlich eine blasse Haut und vor allem auch nicht einen so durchtrainierten Körper wie die Griechen. Mit ihren weißen und weichlich geformten Leibern sollten sie, so der Gedanke des Agesilaos, den Griechen wie Weiber erscheinen, gegen die ja leicht zu kämpfen war.

Der große Tragödiendichter Euripides war kein Freund des Sports. Er bezeichnete die Athleten als das größte Übel von Hellas. Aber auch er musste zugeben, dass sie, wenigstens in ihrer Jugend, einherschreiten schön wie Statuen. Und solche Statuen siegreicher Athleten bevölkerten die griechischen Heiligtümer und Städte. Sie zeigten die Sportler nackt, so wie sie gekämpft hatten. Ein erstaunliches Phänomen: Im griechischen Alltagsleben war nämlich eine Entblößung des Körpers weit verpönter als heute. Entblößung galt als Verletzung der Scham. Bei Homer wird dem hässlichen Thersites als größte Schmach angedroht, entblößt zu werden. Vollends schamhaft war der Grieche gegenüber dem anderen Geschlecht. Wenn der Dichter Wilhelm Heinse davon schwärmt, einmal in einem Staat zu leben, in dem man nackt auf den Straßen geht, so ist dies der Phantasie eines deutschen Bürgers des 18. Jahrhunderts entsprungen und hat kein Vorbild in der Antike, auch wenn damals die Darstellung des nackten Mannes ein großes Thema der Kunst war.

So wie beim antiken Sport die Nacktheit als Ausdruck einer ausgezeichneten Situation, nämlich des Wettkampfes, wo sich Mensch mit Mensch misst, verstanden werden muss, so ist die Nacktheit des Dargestellten in einer Skulptur das Zeichen seines Ruhmes. Er wird nicht als unbekleidet, als ent-



Apoll erscheint einer Muse.
Bild auf einer attischen Deckelschale,
um 470 v. Chr., Museum Boston.

blößt gezeigt. Die Nacktheit dieser Statuen hat etwas Feierliches. In dieser idealen Nacktheit ist der Mensch der Fessel der Scham enthoben und von göttlicher Schönheit. Götter, mythische Heroen und Menschen sind von ähnlicher Gestalt und Aussehen.

Ein gutes Beispiel dafür ist eine Jünglingsstatue in der Münchener Glyptothek. Sie zeigt die gleiche kanonische Körperhaltung, linkes Bein leicht vorgestellt, wie wir sie von gleichzeitigen Heroen- und Götterstatuen kennen. Der überlebensgroße marmorne Jüngling ist aber ein Grabdenkmal. Er stand auf seinem Grab. Das kurz geschnittene Haar kennzeichnet ihn als Sportler. Die stramme Brust, die mächtigen Oberschenkel und die pointierten straffen Gesäßmuskeln entsprechen dem Ideal seiner Zeit: kräftig, sportlich und, mit unseren Augen, nicht frei von einer homophilen Komponente. Es mutet uns seltsam an, dass Verstorbene auf Gräbern nackt dargestellt werden. Für die Griechen der damaligen Zeit war dies nicht ungewöhnlich. Eine ganze Reihe ähnlicher Grabstatuen ist uns erhalten. Es ist schwer vorstellbar, dass ein Mann, im reifen Alter verstorben, sich auf seinem Grab so darstellen ließ. Wahrscheinlich war solch eine bildliche Erhöhung nur bei jung Verstorbenen üblich: Die Statue ist ein Denkmal ihrer jäh geendeten Jugend und Schönheit.



Attisches Grabrelief: Verstorbener
Sohn und hinterbliebener Vater, um 330
v. Chr., Athen, Nationalmuseum.

Eine originale griechische Bronzefigur des 5. Jahrhunderts v. Chr., erst vor wenigen Jahrzehnten aus dem Meer aufgetaucht, stellt vielleicht einen homerischen Helden oder einen anderen mythischen Heroen dar. Dafür sprechen der kräftige Bart und die Binde in seinem langen, prachtvoll gelockten Haar. Der mächtige Brustkorb zeigt das athletische Körperideal der frühklassischen Zeit, wie wir es auch von gleichzeitigen Götterstatuen wie dem Apoll von Olympia kennen. An der Bronze sind die Brustwarzen und die Lippen mit rotem Kupfer eingelegt, die Zähne versilbert und die Augen farbig eingesetzt. Eine enorme Präsenz strahlt die Figur aus. Man glaubt, der Held tritt einem entgegen, vollbewusst seiner Schönheit.

Auch Götter zeigen sich in ihrer Schönheit. Auf einer weißgrundigen Schale sieht man den mit Lorbeer bekränzten Apoll. Er steht ein bisschen staksig da, was nicht bedeutet, er würde sich schämen, weil er sich vor einem schönen Mädchen entblößt. Der Maler hat vielmehr die Erscheinung des Gottes vor einer Muse dargestellt, die den Gott ebenso bewundernd wie verträumt anblickt.



Griechische Porträtstatue aus Bronze, um 170 v. Chr., Rom, Thermenmuseum.



Auf einem attischen Grabrelief blickt der Vater seinen früh verstorbenen Sohn nachdenklich an. Der alte Mann stützt sich auf einen Stock, mit der rechten Hand greift er sich schmerzbewegt in den Bart. Sein Sohn ist durch Körperdrehung, durch die Wendung des Kopfes und den seltsam unwirklichen Blick von der Welt seines Vaters getrennt. Er lebt schon in einem eigenen, fernen Dasein. Sein Körper zeigt hingegen in einer fast schon etwas aufdringlichen Lebendigkeit und Naturnähe den Glanz seiner jugendlichen, athletischen Schönheit. Diese Art der Darstellung eines Verstorbenen im griechischen Grabrelief war allerdings ungewöhnlich. Dass man jedoch auch auf Grabdenkmälern die Schönheit des Verstorbenen preist, war in der Antike üblich: Solch blumige Prädikate, wie »aller Jugend Zier«, »Stern der Schönheit« und ähnliches mehr, finden sich häufig in Grabinschriften.

Das Grabrelief ist zur Zeit Alexanders des Großen entstanden. Der hatte als Prinz eine sorgfältige griechische Erziehung genossen, war körperlich gut durchgebildet und ein guter Läufer. Auch auf seinen Feldzügen verzichtete er nicht auf sportliche Übungen. Es wird berichtet, dass der für gymnastische Übungen, vor allem fürs Ringen, nötige feine Sand aus Ägypten antransportiert wurde. Seine Feldherren führten auch riesige lederne Zeltplanen mit, um darunter im Schatten trainieren zu können. Durch Alexander werden die hellenische Kultur und das Interesse für den Sport auch in die Länder des Orients getragen. Überall entstehen Gymnasien und Ringschulen. Zugleich breitet sich die griechische Kunstsprache aus, mitsamt den Figuren des griechischen Mythos. Sport, Kunst und Mythos: Sie bringen die Feier der Körperschönheit, die Idee der Nacktheit in den eroberten Orient. Der nackt ausgeübte Sport und die Nacktheit in der Kunst sind die sichersten Zeichen der »Hellenisierung«.

Alexander selbst hat sich nackt darstellen lassen. Die »reale« Nacktheit beim Sport kann nur einen fernen Hintergrund dafür abgegeben haben. Natürlich verstand sich Alexander in diesen Statuen nicht als Sportler: Er erscheint sozusagen im Gewand »idealer« Nacktheit, wie sie die griechische Kunst den Heroen und Göttern verlieh!

Mit den neuartigen Monarchien des »Hellenismus« werden erstmals im Griechischen monumentale Herrscherbilder geschaffen. Die Nachfolger haben es Alexander gleichgetan: Neben anderen Darstellungsformen gibt es von nun an auch das nackte Bild des Herrschers. Der Herrscher erscheint so als pure Person, nur im Glanz seiner Körperlichkeit, meist ohne Insignie (außer dem Königsdiadem). Diese bildmächtige, heroische Form wird später sogar von den römischen Kaisern aufgenommen – bis die Idee mit dem Christentum untergeht.

Kunst und Wirklichkeit müssen wir wieder strikt auseinander halten: Natürlich trat ein König nicht nackt vor die Öffentlichkeit, sondern militärisch gewandet, im Königsornat, oder, wenn es angebracht war, auch bürgerlich. Und wie gut er aussah, wenn er sich auszog, darauf kam es für die Kunst gar nicht an.

Mitten in diese Epoche des »Hellenismus« führt die überlebensgroße Bronze des sog. Thermen-Herrschers in Rom, etwa um 170 v. Chr. Die Statue ist ein überragendes Meisterwerk. Auch wenn die Figur kein Königsdiadem trägt, muss sie das Bildnis eines Mächtigen sein. Attalos, mitregierender Bruder des Königs Eumenes II. von Pergamon, hat man als Identifizierung vorgeschlagen; beide waren Freunde Roms (was den Fundort der Statue erklären könnte).

Die Figur des nackten Mannes, der sich mit hoch erhobener Linken auf einen Speer stützt, die Rechte lässig

auf dem Rücken, ist von einer ungewöhnlichen körperlichen Pracht und Präsenz. Gerade diese Ausstrahlung verdankt sie einem »Widerspruch«: Ein markant realistisches Porträt ist mit einem idealen athletischen Körper verbunden. Der Typus der nackten Porträtstatue wurde wenige Jahrzehnte später auch von den bürgerlichen Ehrenstatuen aufgenommen; ohne Skrupel wird jetzt ein charaktervoller Glatzkopf mit einem jungenschön nackten Körper kombiniert – nie mit einem gealterten. Was so schnell vergeht wie die Schönheit des Körpers, wird in der Kunst zum Symbol unvergänglichen Seins.

Bisher stand im Blick der sportlich trainierte Leib. Die Griechen wären nicht die Griechen gewesen, hätten sie diesen Aspekt männlicher Schönheit schon für Alles gehalten. Ein Gegenbild zum Sportlich-Kriegerischen darf der Gott Dionysos verkörpern. Er ist der Gott des Weines, des Rausches, der Illusion wie des lustvollen Lebens, des handfesten Luxus. In einer Tragödie des Euripides spricht König Pentheus zu diesem Gott, den er als Gott nicht erkennt, voll Hohn: »Du bist nicht hässlich, doch ein halbes Weib. Die Locken lang, und nicht nach Ringerart; auf Wangen hingegossen weiße Haut, seit langem wohl gepflegt im Schatten, auf Aphrodites Siege stets bedacht.« So als Mann aufzutreten, war prekär, wie man daraus erfährt. Doch Pentheus macht einen Fehler, wenn er diese Möglichkeit des Männlichen nicht auch als Göttliches (und das heißt wiederum Menschliches) anerkennt. Die Macht des »weibischen« Gottes bewirkt, das Pentheus am Ende als Frevler zu Grunde geht.

Die Kunst wagt dieses schwelgerische mann-weibliche Körperideal erst im Hellenismus darzustellen. Die letzte Abbildung zeigt eine Marmorfigur des jugendlichen Dionysos aus römischer Zeit, die ein Vorbild des späten Hellenismus kopiert. Die stuf-



Jugendlicher Dionysos, verkleinerte römische Marmorkopie nach einem Original um 100 v. Chr., Berlin, Antikensammlungen (Foto nach Gips München).

fige Ansicht, die dem Betrachter das Geschlecht verbirgt, stürzt uns in Zweifel, ob Mann oder Frau. Auch dies war eine Möglichkeit männlicher Schönheit! Dionysos, muss man dem modernen Leser noch dazu sagen, war für die Antike gerade als »weibischer« Gott ein Liebling der Frauen.

Angesichts all dieser Beispiele von Jugendschönheit zum Schluss ein Trost für die Reiferen. Es gab im alten Griechenland auch den Begriff des »schönen Greises« (Greis war man ab Sechzig). Das war gewiss nicht nur ein höfliches Wort! Wir dürfen sicher sein, dass es irgendwo in einer griechischen Stadt auch einen öffentlichen Wettbewerb gab, bei dem es um die Frage ging: Wer ist der schönste Greis? **aviso**

Professor Dr. Raimund Wünsche ist der Direktor der Staatlichen Antikensammlungen und der Glyptothek in München.